

**Zeitschrift:** Mennonitica Helvetica : Bulletin des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte = bulletin de la Société suisse d'histoire mennonite

**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für Täufergeschichte

**Band:** 26-27 (2003-2004)

**Artikel:** Gehen, Bleiben oder Zurückkommen? : Ulrich Hege (1812-1896) und seine Suche nach geistlicher Erneuerung

**Autor:** Amstutz, Lukas

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1055871>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# GEHEN, BLEIBEN ODER ZURÜCKKOMMEN?

**Ulrich Hege (1812–1896)  
und seine Suche nach geistlicher Erneuerung**

## I.

«100 Jahre Kapelle» – dieses Jubiläum konnte in den vergangenen rund zehn Jahren so manche Mennonitengemeinde in der Schweiz feiern. Was vorerst als Zufall erscheinen mag, entpuppt sich beim zweiten Blick als Zeugnis eines sehr bewegten Zeitabschnittes in der Geschichte des Täufer-tums. In unterschiedlichsten Formen und Ausprägungen haben nämlich vor rund hundert Jahren Erweckungs-, Gemeinschafts- und Heiligungsbewegung allmählich Eingang in die schweizerischen, süddeutschen und elsässischen Mennonitengemeinden gefunden und dabei markante Spuren – u.a. im Bau von Kapellen – hinterlassen.

Anders als die Anfänge des Täufer-tums im 16. Jahrhundert, sind die Ereignisse im 19. und 20. Jahrhundert von der Täuferforschung bisher weit gehend stiefmütterlich behandelt worden. Wenn die Beschäftigung mit der Vergangenheit aber tatsächlich Verständnis für die Gegenwart und Perspektiven für die Gestaltung der Zukunft bieten soll, ist eine gründliche Aufarbeitung dieser Zeitspanne geboten, da sie Theologie und Gemeindepraxis des Täufer-tums massgeblich beeinflusst hat.

Mit dem vorliegenden Artikel soll denn auch ein Blick auf das süddeutschschweizerische Täufer-tum im 19. Jahrhundert geworfen werden.<sup>1</sup> Keinesfalls wird damit der Anspruch erhoben, nach akribischem Quellenstudium ein differenziertes und komplettes Bild der damaligen Verhältnisse zu zeichnen. Mit Ulrich Hege (1812–1896) richtet sich der Fokus an dieser Stelle bloss auf eine einzelne Person, deren bewegtes Leben aber die für das Täufer-tum wegweisenden Herausforderungen jener Jahre durchaus aufzuzeigen vermag.<sup>2</sup> Heges Biographie portraitiert einen Menschen, der

---

<sup>1</sup> Dieser Artikel basiert auf einem Kurzreferat mit anschliessendem Klassengespräch, das vom Autor im April 2000 im Rahmen des Grundstudiums am Theologischen Seminar Bienenberg/Liestal (Schweiz) gehalten wurde.

<sup>2</sup> Als Quellengrundlage dient ein längerer Lebenslauf, der nach dem Tod von Ulrich Hege im Gemeindeblatt der Mennoniten (GBI) über mehrere Ausgabennummern (1896/10–1897/6) publiziert wurde und der in grossen Teilen auf Einträge aus dem Tagebuch von Ulrich Hege zurückgreift. Wo dieses Tagebuch allenfalls archiviert ist, entzieht sich meinen Kenntnissen.

sich in einem für ihn traditionserstarrten Täufertum nach geistlicher Erneuerung sehnt. Die Faszination für eine aufkommende Erneuerungsbewegung in Form des deutschen Baptismus, bringt ihn schliesslich in eine spannungsvolle Auseinandersetzung mit der eigenen Glaubenstradition und -identität. Da etablierte Kirchen und Gemeinden auch heute meist durch neue Bewegungen mit der Frage nach (geistlicher) Erneuerung konfrontiert werden, mag das Leben von Ulrich Hege gerade für jene LeserInnen inspirierend sein, die in ihrer pastoralen Praxis in ähnliche Diskussionen involviert sind.

Die Biographie von Ulrich Hege soll nachfolgend mit einer kurzen Darstellung der Situation des süddeutsch-schweizerischen Täufertums im 19. Jahrhundert eingeführt und dadurch in einem grösseren Kontext situiert werden. Nach dem biographischen Hauptteil versucht das Fazit einige grundsätzliche Fragen zumindest anzudeuten, die wohl auch bei der Gestaltung gegenwärtiger Gemeindepraxis zu bedenken sind.

## II.

Als der Kanton Bern im ausgehenden 17. Jahrhundert seine Täuferverfolgungen intensiviert, werden die Höhen des Schweizer Juras immer mehr zu einem Zufluchtsort für ausgewiesene Täufer. Die nicht sonderlich gastfreundlichen Bedingungen, unter denen der Fürstbischof von Basel den verfolgten Täufern hier Aufenthalt gewährt, sind im Vergleich zu der harten Ausweisungspraxis bereits eine wesentliche Verbesserung ihrer Lebenssituation.<sup>3</sup> Die neuen Bewohner ziehen jedoch bald den Unmut der ansässigen Bevölkerung auf sich und so kommt es aufgrund von einschlägigen Klagen ab 1730 zu einigen erneuten Ausweisungsbefehlen, die aber nicht immer mit letzter Konsequenz durchgesetzt werden.<sup>4</sup> Eine grössere Emigrationswelle setzt dann aber infolge einer Agrarkrise und anschliessender Hungersnot in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Zu den genannten Schwierigkeiten tritt 1848 mit der Gründung des Bundesstaates Schweiz und der damit auch für die Täufer obligatorisch eingeführten Wehrpflicht zumindest für die Schweizer-Täufer eine politische Veränderung hinzu, die viele veranlasst, ihre Heimat Richtung Nordamerika zu verlassen.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> Den Täufern war der Aufenthalt im Jura bekanntlich unter folgenden Bedingungen gestattet: 1) Wohnrecht nur auf Anhöhen über 1000 m.ü.M., 2) keine Mission (Proselytenmachen), 3) kein Landkauf (nur Pacht), 4) Sofortiger Wegzug bei entsprechender Weisung.

<sup>4</sup> Vgl. dazu auch PIERRE ZÜRCHER, Die Anfänge der Sonnenberg-Gemeinde, in *Mennonitica Helvetica* 24/25 (2001/02) 209–214.

<sup>5</sup> Die Bestätigung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1874 führte noch einmal zu einer grösseren Auswanderungsbewegung.

Nebst einer zahlenmässigen Schwächung führen diese turbulenten Jahre im süddeutsch-schweizerischen Täufern auch zu einer Art theologischen Selektion, die vorwiegend durch die Frage bestimmt ist: Gehen oder Bleiben? Die jeweilige Antwort auf diese Frage ist sicherlich durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst. Es ist jedoch einsichtig, dass die zurückbleibenden Täufer zu wesentlich grösseren (theologischen) Kompromissen mit der Obrigkeit bereit sind, als diejenigen, die der Heimat in der Hoffnung den Rücken kehren, in der Fremde den eigenen Glauben uneingeschränkter leben zu können.

Die Tatsache, dass sich oft führende Prediger und Älteste zur Auswanderung entschliessen, führt in den süddeutsch-schweizerischen Gemeinden zu einem geistlichen Vakuum. Verbunden mit dem Rückzug in eine auch geographisch abgeschlossene Welt, erfolgt dadurch eine zunehmende theologische Erstarrung, in der das geistliche Leben regelrecht zerfällt. So jedenfalls wird die Situation in etlichen Artikeln beurteilt, die um 1880 im «Gemeindeblatt der Mennoniten» erscheinen. Exemplarisch seien nachfolgend einige Zeilen aus einem Bericht zitiert, den der Reiseprediger Jakob Hege<sup>6</sup> im Jahr 1879 nach dem Besuch einiger süddeutschen und schweizerischen Gemeinden publiziert:

«Habe ich doch schon Prediger in unseren Gemeinen angetroffen, denen der Heilsweg gar nicht klar ist, die nicht wissen, was eigentlich den Seelen noth tut, sie predigen immer vom Thun und Halten der Gebote Gottes, sagen aber nicht, was zuerst geschehen muss, damit der Mensch die Gebote Gottes halten und in den Wegen des Herrn wandeln kann, nämlich eine neue Geburt, eine Herzenserneuerung, das der Herr allein thun kann durch sein Wort und Geist.»<sup>7</sup>

Da fehlende Kenntnis und Kompetenz der Laienprediger immer mehr als Defizit erscheinen, wird in der Folge der Wunsch nach einer fundierten theologischen Ausbildung für mennonitische Prediger laut.<sup>8</sup> Die Gründe für den geistlichen Zustand der Gemeinden werden allerdings auch noch

---

<sup>6</sup> Bei Jakob Hege handelt es sich um einen Sohn von Ulrich Hege. Wie bereits sein Vater, ist Jakob Hege seit dem 30. März 1876 als Reiseprediger im süddeutsch-schweizerischen Raum mit dem Wunsch unterwegs, mit regelmässigen Besuchsdiensten, Bibelpredigten und Seelsorge das geistliche Leben der Gemeinden zu erneuern. Vgl. dazu auch WILHELM UNGER, Jakob Hege (1848–1911) – Mennonit, Reiseprediger, Redaktor und Ältester, unveröffentlichte Facharbeit 2001 (Aufbaustudium), Theologisches Seminar Bienenberg/Liestal.

<sup>7</sup> GBI 1879/3 20.

<sup>8</sup> Dass in dieser Frage offensichtlich Handlungsbedarf bestand, macht folgende Notiz deutlich: «Wie demüthigend für unsre Gemeinschaft ist es, dass hie und da protest. Pfarrer zu Beerdigungen herangezogen werden müssen, weil manche unsrer Laienprediger zu scheu und schüchtern sind, vor einer grösseren gemischten Versammlung öffentlich zu reden?» GBI 1884/2 13.

an anderen Stellen geortet, wie aus einem weiteren Bericht von Jakob Hege über einen neuerlichen Besuch einer «Allgemeinen Mennoniten-Konferenz» auf dem Sombeval-Berg ersichtlich wird:

«Dann wurde auch besonders betont, dass, wenn unsere Gemeinde eine lebendige werden und sein soll, man darauf zu sehen hat, dass nur solche Seelen in die Gemeinde aufgenommen werden, die im lebendigen Glauben stehen. Die Brüder sahen ein, dass es ein grosser Fehler und Missgriff ist, dass man bei der Aufnahme in die Gemeinde mehr auf die Jahre, als auf das sieht, was das Nothwendige ist, nemlich eine wahre Herzensbekehrung. Nimmt man todte Glieder auf, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Gemeinde todt ist. Es waren zwar einige da, die meinten, man solle Alles beim Alten lassen; wie es schon lange war, so war es auch gut. Aber es wurde ihnen auf Grund des Wortes Gottes gesagt, das das Alte, wenn es nicht mit dem Worte Gottes übereinstimmt, hinweggethan werden muss. Und eine Taufe, die nur auf äusseres Bekenntnis hin stattfindet, ohne eine Umkehr zu Gott, ist nicht dem Worte Gottes gemäss.»<sup>9</sup>

Es mag paradox erscheinen, aber das Täufern im ausgehenden 19. Jahrhundert scheint im süddeutsch-schweizerischen Raum verbreitet gerade bei der Taufpraxis einen Formalismus zu praktizieren, der aus ekklesiologischer Perspektive zu volkskirchlichen Strukturen führt, die von grossen Teilen des frühen Täufern entschieden abgelehnt worden sind. Die Analyse der Gemeindesituation wird in jenen Tagen weiter engagiert betrieben und immer wieder werden Artikel publiziert, die sich mit der Frage beschäftigen, warum die Mitgliederzahlen der Gemeinden stagnieren, bzw. abnehmen. Neben den bereits genannten Gründen werden weitere Ursachen beklagt, die hier nur summarisch genannt seien:

- Fehlen eines universellen Zusammenschlusses, bzw. Spaltungen (fehlende Einigkeit!)<sup>10</sup>
- unterschiedliche Auffassungen über den Militärdienst<sup>11</sup>
- fehlender Konsens über die Taufe bei Konfessionswechsel<sup>12</sup>
- vernachlässigte Gemeindezucht<sup>13</sup>

---

<sup>9</sup> GBl 1882/1 3.

<sup>10</sup> «Es fehlt unseren Einzel-Gemeinden ein universeller Zusammenschluss, eine Central-Verbindung, wodurch eine gewissen Solidarität hergestellt wird. Alle für Einen und Einer für Alle.» GBl 1884/1 5.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> «Einem anderen sagte ich, dass eine Gemeinde, die keine Zucht mehr übt, auch nicht bestehen werde vor Gott. Er sagte dann: Wenn wir aber jetzt anfangen wollen, alle diejenigen auszuschliessen, die nicht richtig wandeln und Weltmenschen sind, dann wissen wir nicht, wo wir aufhören sollen.» GBl 1882/1 4f.

- Mischehen<sup>14</sup>
- geographische Distanz zwischen den Gemeindegliedern<sup>15</sup>
- zu wenig mennonitische Erbauungsliteratur<sup>16</sup>
- fehlendes missionarisches Bewusstsein<sup>17</sup>
- mangelhaftes und laues geistliches Interesse vieler Gemeindeglieder.<sup>18</sup>

Die hier grob skizzierte Situation bedarf sicherlich einer differenzierten Aufarbeitung, die jedoch an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. Mit Ulrich Hege wende ich mich nun aber einer Person zu, die in diesem Umfeld aufgewachsen ist, sich damit auseinander setzen musste und deren dadurch geprägte (geistliche) Biographie sicherlich einen Einblick geben kann, wie sich die geschilderte Situation auf das Leben einzelner Menschen und Gemeinden ausgewirkt hat.

### III.

Am 13. Januar 1812 wird Ulrich Hege in Bockschaft bei Sinsheim als jüngstes von insgesamt zwölf Kindern geboren. Ein Teil der Geschwister stammt aus der ersten Ehe seiner Mutter Elisabetha (geb. Glück, verw. Landes), die nach dem Tod ihres ersten Mannes, Christian Hege (1768–1838), im Jahr 1798 geheiratet hat.<sup>19</sup> Die Kindheit von Ulrich Hege ist von massiven gesundheitlichen Problemen geprägt, die ihm phasenweise ernsthaft zusetzen. Da er dadurch oft das Krankenbett hüten muss, beginnt er regelmässig

<sup>14</sup> «So sind doch ohne Zweifel die in unserer Zeit immer häufiger auftretenden Mischehen für das Wachsthum unserer Gemeinschaft von Nachtheil. Das grösste Contingent stellen unsere Mennonitengemeinden in der Pfalz, woselbst nicht weniger als 47 pCt., also nahezu die Hälfte aller Ehen Mischehen sind.» GBl 1892/7 51.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> «Wenn ich das in unseren Familien vorhandene Bedürfnis für geistliche Nahrung aus den darin befindlichen Zeit- und Volkschriften, Erbauungs- und Predigtbücher, Kalender und Traktaten, aus den verschiedensten Denominationen hervorgegangen, betrachte, und das Wenige, das aus unsrer eignen Mitte ihnen zu Gebote steht, so muss ich den Schluss ziehen: wir genügen weitaus nicht unsern eignen Bedürfnissen.» GBl 1884/2 12.

<sup>17</sup> «Der eigentliche Grund, warum die Mennoniten in Deutschland im Abnehmen begriffen sind, liegt einfach in der Thatsache, dass sie nicht arbeiten. In dem badisch-württembergisch-bayrischen Gemeindeverband wird auch nicht der geringste Schein einer Anstrengung gemacht, die Lehren des Evangeliums, wie sie von den Mennoniten aufgefasst wurden, unter Nicht-Mennoniten auszubreiten, um solche zur Bekehrung und zum Anschluss an die Gemeinde zu veranlassen.» GBl 1892/9 84.

<sup>18</sup> GBl 1892/7 52.

<sup>19</sup> Die Spuren der Familie Hege führen in die Schweiz, die der Urgrossvater von Ulrich Hege zur Zeit intensiver Täuferverfolgungen verlassen hatte. Sein Grossvater Ulrich Hege war um 1750 Pächter in Mutterstadt und zog später nach Eppelheim bei Heidelberg. Wann die Familie in den Raum Sinsheim zog, lässt sich anhand der vorliegenden Quellenlage nicht genau bestimmen. – Zur weit verzweigten Familiengeschichte vgl. Mennonitisches Lexikon, Frankfurt a.M./Weierhof (Pfalz), Bd. 2, 271–273 (Hege).



zu lesen und entwickelt geradezu eine Liebe zu Büchern, die bis weit in seine Jugendzeit anhält. Die mittlerweile anstehende Berufswahl fällt Ulrich Hege schwer. Mangels Alternativen und auch dank deutlich stabilerer Gesundheit entschliesst er sich schliesslich für eine Lehre als Landwirt. Seine Begeisterung dafür hält sich jedoch in Grenzen und da seine grosse Leidenschaft nach wie vor den Büchern gilt, regt sich in ihm der Gedanke, die Landwirtschaftslehre abubrechen und stattdessen Buchbinder zu werden. Bei der Lektüre der Lebensgeschichte von Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), deren Hauptthema die göttliche Vorsehung ist, findet Ulrich Hege eine überzeugende theologische Begründung seiner Pläne. Folgende Zeilen legt er seinen nicht gerade begeisterten Eltern in das Gebetsbuch:

«Das ist aber auch entsetzlich, wenn man mich gewaltsamerweise davon abhalten will, woran mein Herze hängt; denn Gott kann mir zu dieser Hantierung sowohl Glück und Segen geben, als im Bauernstand und wenn er es nicht haben wollte, dass ich diese Hantierung lerne und treibe, so würde er mir gewiss nicht solche unwiderstehliche Triebe und Neigungen in die Seele gelegt haben.»<sup>20</sup>

Die anschliessenden Diskussionen lassen sich bloss erahnen, doch einigt sich Ulrich Hege mit seinen Eltern schliesslich darauf, seine Landwirtschaftslehre abubrechen und eine Ausbildung als Kaufmann zu beginnen. Zu diesem Zweck zieht er im April 1832 zu seinem Onkel nach Altwiesloch, um sich von dort aus zunächst mit Unterricht in Latein und Rechnen auf die kommende dreijährige Lehre vorzubereiten, die er im Januar 1833 in einer Handelsfirma in Heidelberg antritt. Aber bereits nach einem halben Jahr erlahmt sein Eifer für den neuen Beruf erneut, was Hege damit begründet, dass er aufgrund seiner Frömmigkeit viel Spott von den Arbeitskollegen zu ertragen habe und zudem nicht genügend Zeit findet, um die Schriften von Jung-Stilling zu lesen, die ihn so sehr faszinieren.

Im Frühjahr 1834 weckt ein Artikel von H. Mosemann im «Christenboten» das Interesse von Ulrich Hege. Darin versucht Mosemann zu beweisen, dass sich die mennonitische Wehrlosigkeit nicht mit dem biblischen Zeugnis belegen lasse.<sup>21</sup> Im Gegensatz zu vielen mennonitischen Predigern hält Hege diese Argumentation für überzeugend und da er das mennonitische Gemeindeleben insgesamt für leblos und dem Formalismus verfallen hält, will er nun Theologie studieren, «um das reine Evangelium zu predigen und die Vorurteile und den allzugrossen Wert, den man auf die äusserlichen Gebräuche legt, zu verdrängen.»<sup>22</sup> Dieser Wunsch verstärkt sich

---

<sup>20</sup> GBI 1896/10 75.

<sup>21</sup> Mosemann stützt sich dabei auf Mt 8,5–12, Lk 3,14, Apg 10,34f., Rm 13,1–4.

<sup>22</sup> GBI 1896/11 82.

durch Gespräche mit Christian Schmutz, den Hege in Rappenaun trifft, wohin er sich infolge einer schweren Drüsenkrankheit zur Kur begibt.

Obwohl seine Eltern ihn von seinem Vorhaben abbringen wollen, (u.a. auch mit dem Hinweis, dass Mennonitenprediger keine Besoldung bekommen), lässt sich Ulrich Hege nicht beirren und bricht am 1. November 1834 auch seine kaufmännische Lehre ab. Fehlende schulische Voraussetzungen erlauben ihm jedoch kein universitäres Studium, weshalb er sich auf Anraten seines Onkels aus Altwiesloch an den Reiseprediger Christian Tauchnitz wendet, der sich zu jener Zeit gerade in Basel aufhält und sein Ansinnen prüfen soll. Tatsächlich kümmert sich Tauchnitz um den jungen Mann und sorgt dafür, dass Ulrich Hege noch im Dezember 1834 mit dem Studium am Missionshaus in Basel beginnen kann.

In den Osterferien 1835 unternimmt Hege eine Schweizer Reise, die ihn zuletzt von Solothurn über den Weissenstein ins Münstertal führt. Hier trifft er Mennoniten, die ihm jedoch an Ostern das Abendmahl verweigern, weil der Älteste «es nicht erlauben würde, indem er sehr auf die Kleidertracht sähe und ich anders gekleidet sei als sie.»<sup>23</sup> Enttäuscht reist Hege daraufhin zurück nach Basel, wo er im Mai eine neue Unterkunft bei einer Witwe Maas findet, die den von Hege so geschätzten Jung-Stilling persönlich gekannt haben soll.

Im März 1836 leidet Hege an schmerzhaften Brustbeschwerden. Da der Arzt diese auf das viele Sitzen beim Studieren zurückführt, empfiehlt er Hege einen erneuten Berufswechsel, der ihm mehr Bewegung verschaffen soll. In der Tat entschliesst sich Hege daraufhin zu einem neuerlichen Abbruch seiner Ausbildung, wobei er nun erstmals einräumt, dass die vielen Abbrüche und Wechsel nicht nur auf äussere Umstände zurückzuführen sind, sondern dass er auch von einer inneren Unruhe getrieben sei.

Es sind jetzt wieder seine Eltern, die ihn dazu anhalten, die begonnene Lehre als Kaufmann in Heidelberg fortzusetzen. Dort wird er jedoch erneut zu einer beständigen Zielscheibe des Gespöts, weshalb er im Frühjahr 1837 in Hohenheim bei Stuttgart das Studium der Landwirtschaft in der Hoffnung beginnt, später als Gutsverwalter eine Anstellung zu finden. Als bräuchte seine bis anhin bereits grotesk anmutende Karriere einen Höhepunkt, beendet er dieses Studium nach gerade mal zwei Wochen und kehrt anschliessend in sein Elternhaus zurück. Nach dem Tod seines Vaters im folgenden Jahr findet Ulrichs berufliche Odyssee ein vorläufiges Ende. Im Februar 1839 übernimmt er den elterlichen Hof und heiratet einen Monat später Lidia Fellmann von Bruchhausen bei Heidelberg. Es mag zynisch klingen, aber nun ist Ulrich Hege das, war er nicht werden wollte: Landwirt!

---

<sup>23</sup> GBI 1896/12 91.



Der Einstieg in diese neue Lebensphase verläuft jedoch alles andere als optimal. Ulrichs berufliche Experimente haben etliche Kosten hinterlassen und zusammen mit dem Pachtzins übersteigen sie die Vermögensverhältnisse der jungen Familie gleich von Anfang an. Durch unglückliche Umstände und wohl auch eigenes Unvermögen vergrössert sich in den folgenden Jahren die Schuldenlast massiv und bereitet Ulrich Hege, neben einer beinahe tödlichen Gehirnhautentzündung seiner Frau, viel Kummer und Sorge.

Ulrich Hege, bereits seit 1839 Diakon der Mennonitengemeinde Ittlingen, wird im Jahr 1845 durch Wahl und Los das Predigeramt übertragen. Er beginnt sich in der Folge zunehmend öffentlich zur geistlichen Situation der Mennonitengemeinden zu äussern, wobei er in besonderer Weise die mennonitische Taufpraxis kritisiert, die nach seiner Meinung mehr auf formale Äusserlichkeiten achtet als auf die innere Bekehrung. Auch seine eigene Taufe, die er mit Fünfzehn erhalten hat, bezeichnet er als Formalismus: «Unsere Herzen blieben kalt dabei.»<sup>24</sup>

1847 erlebt Ulrich Hege mit, wie die Neutäufer (Fröhlichianer) grosse Verwirrung und Unruhe unter die Mennoniten bringen. Neben heftiger Apologetik führen ihre kritischen Anfragen zu Theologie und Praxis aber auch in manchen Mennonitengemeinden zu einer ernsthaften und durchaus selbstkritischen Reflexion der eigenen Glaubenstradition, die in Ergänzung zur sonntäglichen Predigt erbauliche Versammlungen entstehen lässt. Hege selbst steht den Neutäufern zwiespältig gegenüber. Zwar hält er ihre Taufpraxis für schriftgemäss, aber er lehnt die starke Betonung der Heiligung ab, die so weit geht, dass manche behaupten, ein Getaufter sündige nicht mehr.

Wesentlich grössere Faszination üben auf Hege die Hamburger Baptisten aus, mit deren Vorsteher und Prediger er ebenfalls im Jahr 1847 zusammentrifft. Hege distanziert sich zwar auch hier in manchem von deren Theologie, wie etwa der unbedingten Gnadenwahl oder dem Eidschwur. Doch insbesondere in der Tauffrage fallen die baptistischen Lehren bei Hege auf fruchtbaren Boden, wie die folgenden Ausführungen zeigen:

«So wurde es mir jetzt durch die Bekanntschaft mit den Baptisten umso klarer, wer und wie getauft werden solle nach der Lehre Jesu und seiner Apostel. Mit dieser Überzeugung verband sich auch die andere, dass ich selbst nicht biblisch getauft sei, indem ich damals, als ich getauft wurde, nicht gläubig war, ich hatte kein Gefühl meiner Sündhaftigkeit, kein Verlangen nach Gnade, die Gott und durch Christum den heilsbegierigen Sündern darbietet, konnte also diese auch nicht gläubig ergreifen und mir zueignen und lernte den Heiland nicht kennen als meinen Heiland, der auch für meine Sünden

---

<sup>24</sup> GBI 1896/10 75.

am Kreuz gestorben ist und mich mit Gott versöhnet hat, und daher konnte meine Taufe auch nicht der Bund eines guten Gewissens mit Gott sein, weil dasselbe nicht gereinigt und versöhnet war durch das Blut Jesu. Und dann war die Taufe an und für sich nicht nach der Einsetzung Christi vollzogen, nemlich durch Begiessen, statt durch Untertauchen.»<sup>25</sup>

Die Begegnung mit den Baptisten hinterlässt bei Ulrich Hege eine grosse innere Zerrissenheit, da er immer mehr den Wunsch verspürt, die Taufe in der Art und Weise zu empfangen, wie er sie nun als schriftgemäss erkannt zu haben meint, dabei aber auch seiner Gemeinde treu bleiben will, die er «bei allen Mängel und Gebrechen liebt.»<sup>26</sup> In dieser Situation sucht er Rat bei dem aus Rappenaubekannten Ältesten Christian Schmutz und seinem Vetter Ulrich Hege vom Oberbiegelhof. Auch seinen ehemaligen Mentor Christian Tauchnitz konsultiert er in dieser Angelegenheit, doch alle sind sie der Meinung, dass er allein mit seinem Gewissen ins Reine kommen müsse.

Die Tauffrage tritt wohl durch äusserer Umstände etwas in den Hintergrund, muss Ulrich Hege doch mit seiner Familie 1848 den Hof verlassen, da er den Pachtzins nicht mehr zu zahlen vermag. Am 1. Februar ziehen sie nach Reichen bei Sinsheim um, wo Hege ein Handelsgeschäft eröffnen kann. Nach anfänglichem Geschäftserfolg verstrickt er sich jedoch erneut in finanzielle Abenteuer, die anstelle einer Tilgung gar noch eine Erhöhung der Verschuldung zur Folge haben.

Für Hege folgen nun fünf Jahre, in denen er offensichtlich intensiv mit seinem Gewissen ringt und bezüglich seiner Taufe eine Entscheidung sucht. Diese fällt er im Jahr 1853, als er sich selbst gegen den Willen seiner eigenen Ehefrau durch die Baptisten taufen lässt, von seinem Predigeramt in der Mennonitengemeinde zurücktritt und formell den Hamburger Baptisten beitrifft.

In jener Zeit spitzt sich die missliche finanzielle Lage immer mehr zu, und als etliche Gläubiger auf ihr Geld dringen, ist es nur der finanziellen Hilfe von Hege's Bruder Christian und dem mennonitischen Ältesten Christian Schmutz zu verdanken, dass Ulrich sein Geschäft halten kann. Nachdem ihn aber eine ausgereckte Achsel mehrmals arbeitsunfähig gemacht hatte, muss Hege im Jahr 1856 Haus und Garten verkaufen und zieht mit seiner Familie in eine Mietwohnung, um wenigstens sein Geschäft weiter betreiben zu können.

Das Jahr 1857 markiert im Leben von Ulrich Hege einen weiteren Meilenstein. Offensichtlich vermisst er sein Predigeramt immer stärker, das er in der Mennonitengemeinde infolge seiner «Wiedertaufe» und bei den Bap-

---

<sup>25</sup> GBI 1897/2 12.

<sup>26</sup> Ebd.

tisten aufgrund der geographischen Entfernung nicht ausüben kann. Da er zudem die für ihn ernüchternde Erfahrung macht, «dass auch nicht alle Baptisten wahre Christen sind»,<sup>27</sup> sucht er mit den mennonitischen Ältesten das Gespräch über eine Wiederaufnahme in die Gemeinde. Es kann nicht erstaunen, dass Heges Wunsch nicht überall auf Zustimmung stösst. In Christian Schmutz und seinem Vetter Ulrich Hege findet er jedoch wiederum wohlgesinnte Freunde und Fürsprecher, die die Ältestenversammlung dafür gewinnen, Ulrich Hege zum Karfreitag 1857 wieder in die Gemeinde aufzunehmen. Die Beweggründe für sein Umdenken werden in Heges Schreiben vom 1. April 1857 an den Vorsteher der Baptistengemeinde in Hamburg ersichtlich:

«Hiermit will ich dir und der Gemeinde mitteilen, dass ich nun entschlossen bin wieder in die Mennonitengemeinde einzutreten und das Amt, das die Versöhnung predigt, daselbst zu führen, wo es mir der Herr Jesus anvertraut hat, nach der Gnade, die er dazu schenkt. Du weisst lieber Bruder, wie lange ich schon deshalb angefochten bin. Die Seelen dort lagen mir immer auf dem Herzen, aber in der Trennung von ihnen hatte ich keinen Einfluss auf sie. Auch die Weise, wie ich damals das Predigtamt übernommen habe, lässt nicht zweifeln, dass es der Herr mir anvertraut hat und fühlte mich daher immer verpflichtet, ihm da zu dienen, wo er mich hingestellt hat. Der geistlich-tote Zustand der meisten Glieder der Gemeinde konnte kein Grund sein mich ihr zu entziehen, vielmehr mich ihrer anzunehmen, da der Heiland auch für sie sein Blut vergossen hat und will, dass auch sie zu seiner Erkenntnis kommen und ihnen geholfen werde. Auch in Gottes Wort, namentlich in den Briefen der Apostel, konnte ich keinen Grund dazu finden, dass ich mich nicht mit dieser Gemeinde vereinigen und Abendmahl mit ihr halten dürfte, indem sie nicht ungläubig ist, sondern die meisten nur einen toten Glauben haben, wie er sich auch in den ersten Christengemeinden vorgefunden hat, und da die Gemeinde Zucht übt, so ist ihr Zustand doch ein ganz anderer, als der einer Staatskirche... Die Gemeinde steht noch auf biblischem Grund und der Leuchter des Evangeliums ist noch nicht weggestossen.»<sup>28</sup>

Die Reaktion der Baptisten auf diesen Entschluss ist nicht bekannt, wogegen diejenige der Mennoniten doch als erstaunlich bezeichnet werden kann: kurz nach seiner Wiederaufnahme steht Hege am Pfingstmontag 1857 auf der Kanzel und predigt über den Text in 1. Korinther 2, 1–5!

---

<sup>27</sup> GBI 1897/3 27.

<sup>28</sup> Ebd.

Weniger erfreulich verläuft Ulrich Heges wirtschaftliche Situation. Im Frühjahr 1858 ist er infolge einer neuerlichen Krankheit insgesamt vierzehn Wochen arbeitsunfähig, was sich fatal auf den Geschäftsverlauf auswirkt. Wiederum sind es einige Glaubensbrüder, die Ulrich und Lidia Hege mit ihren insgesamt acht Kindern finanziell unterstützen und so deren Lebensunterhalt sicher stellen. Es sind dieselben Freunde, die auch im Frühjahr 1861 erneut mit Geld und praktischer Hilfe den Bau eines eigenen kleinen Hauses ermöglichen, nachdem der Familie Hege die Mietwohnung wegen Eigenbedarf des Vermieters gekündigt worden ist.

In Heges unbeständigen Lebenswandel kehrt in den folgenden Jahren merklich Ruhe und Beständigkeit ein. Dank der Unterstützung seiner inzwischen erwachsenen Kinder kann er sich nun vorwiegend seinen Aufgaben als Prediger in der Gemeinde widmen und ist darüber hinaus als Reiseprediger unterwegs, dessen Dienst die vereinigten Mennonitengemeinden 1862 eingeführt haben.

Ein neues Tätigkeitsfeld öffnet sich für Ulrich Hege, als die badisch-württembergisch-bayerischen Mennoniten auf Initiative von Christian Schmutz mit dem «Gemeindeblatt» ein Gemeindeorgan einführen. Ulrich Hege bietet sich als Redaktor an, und da sich sonst niemand zur Verfügung stellt, wird der ehemals «verlorene Sohn» von der mennonitischen Ältestenversammlung mit dieser Aufgabe betraut. Am 18. Januar 1870 erscheint die erste Nummer und schnell wächst das Blättchen zu einer wichtigen Zeitschrift heran, die über Deutschland hinaus bis Russland und Amerika Beachtung findet.

Als Redaktor findet sich Hege häufig zwischen starken theologischen Gegensätzen einzelner Gruppierungen wieder, die er wie folgt beschreibt:

«Hier halb verrostete, an dem Formenwesen der Väter festhaltende Ansichten, ohne deren Glauben aufzuweisen; dort vom Nationalismus zerfressene, überbildete Reformbewegungen, die sich zwar auf der Väter Buchstaben bewiesen, von ihrem Geist aber noch weiter entfernt waren als die ersten.»<sup>29</sup>

Die Erfahrung aus seiner eigenen Lebens- und Glaubensgeschichte mag ihren Teil dazu beitragen; auf jeden Fall versteht es Ulrich Hege geschickt, einen Weg zwischen diesen Polen zu gehen, und es ist nicht zuletzt dem «Gemeindeblatt» zu verdanken, dass sich die Verbindung zwischen pfälzischen, rheinhessischen und schweizerischen Mennonitengemeinden merklich verbessert.

Heges Einfluss in der mennonitischen Landschaft wird noch grösser, als er infolge Todes seiner engen Freunde und Wegbegleiter die alleinige Gesamtleitung des Gemeindeverbandes übernimmt. Die dadurch ansteigen-

---

<sup>29</sup> GBI 1897/6 42.



de Arbeitsbelastung, sowie das fortschreitende Alter bringen den gesundheitlich nach wie vor anfälligen Ulrich Hege an seine Belastungsgrenzen. Eine Erleichterung und sicherlich auch Freude ist es ihm daher, dass sein Sohn Jakob<sup>30</sup> im Jahr 1876 den Dienst als Reiseprediger übernimmt und er auch das Handelsgeschäft an seinen kaufmännisch gebildeten Sohn Philipp abgeben kann.

Schmerzlich trifft ihn der Tod seines Sohnes Christian 1888, sowie derjenige seiner Tochter Lydia ein Jahr später. Trotz zunehmender Altersbeschwerden arbeitet Ulrich Hege, wenn oft auch nur dank tatkräftiger Unterstützung seines Sohnes Jakob, bis ins hohe Alter im Dienst des «Gemeindeblattes». Es sind dann aber doch die schwindenden Kräfte, die ihn immer mehr ans Bett binden, bis er schliesslich am 13. Juli 1896 im Alter von 84 Jahren stirbt.

<sup>30</sup> Vgl. Kommentar Anm. 6.



#### IV.

Das Leben von Ulrich Hege zeigt uns, wie sehr das 19. Jahrhundert eine äusserst bewegte Epoche in der Geschichte des süddeutsch-schweizerischen Täuferturns darstellte. Sicherlich vermag die Biographie von Ulrich Hege nur einen partikularen Einblick zu verschaffen, und es muss gewiss auch gefragt werden, inwiefern die charakterlichen Eigenheiten Heges für seine lange Suche nach «wahrem» Glauben und innerer Ruhe verantwortlich waren.

Dennoch vermag seine Lebensgeschichte m.E. eine Reihe von Spannungsfeldern aufzuzeigen, die möglicherweise immer dann entstehen, wenn Tradition und Erneuerung aufeinander prallen. Ohne einer besonderen Systematik zu folgen, versuche ich daher abschliessend, drei Bereiche anzudeuten, die mir auch für die Gestaltung der gegenwärtigen pastoralen Praxis bedeutsam erscheinen.

Erstens stellt sich die Frage, wie eine christliche Gemeinschaft theologisch wach und hellhörig bleiben kann, damit sie nicht im Traditionalismus erstarrt. Gerade das Täuferturn des 19. Jahrhunderts macht deutlich, dass auch eine dynamische Erneuerungsbewegung durch zunehmenden Formalismus erlahmen kann. Die Biographie von Ulrich Hege zeigt, dass für etablierte Kirchen und Gemeinde gerade neu aufbrechende Bewegungen, die wohl auch in besonderer Weise junge Menschen anzusprechen vermögen, eine Chance zur selbstkritischen Reflexion sein können, um allenfalls nötige Korrekturen in Theologie und Gemeindepraxis vorzunehmen.

Zweitens ergibt sich daraus die Frage, inwieweit Erneuerung in Kontinuität, bzw. Diskontinuität zur Tradition steht. Zumindest der junge Ulrich Hege neigt zur Tabula rasa, um die gewünschte Erneuerung möglichst radikal zu vollziehen. Zweifellos lassen sich dadurch Veränderungen herbeiführen, doch ist kritisch zu bedenken, dass gerade die latente Gefahr des Subjektivismus zuweilen auch schnell erhaltenswerte Traditionen über Bord zu werfen droht. Etwa bei der täuferischen Tradition der Wehrlosigkeit ist ernsthaft zu fragen, ob Hege nicht vorschnell jegliche Tradition mit Formalismus gleichgesetzt und zu Gunsten innerer Frömmigkeit und damit vermeintlicher Erneuerung aufgegeben hat.

Drittens stellt die Spannung zwischen Tradition und Erneuerung auch die Frage nach Gehen oder Bleiben. In der Tauffrage hat Ulrich Hege diese Spannung über Jahre ausgehalten, bevor er ging und sich von den Baptisten erneut taufen liess. Manche haben wohl kaum so lange gezögert und haben der eigenen Tradition wesentlich schneller den Rücken gekehrt, um sich den aufstrebenden Erneuerungsbewegungen anzuschliessen.

Im Fall von Ulrich Hege zeigt sich jedoch noch eine dritte Möglichkeit: Zurückkommen. Hege konnte auf Freunde und Glaubensgeschwister zählen, die seine letztlich segensreiche Rückkehr in die mennonitische Gemein-



schaft nicht mit Sturheit und Schadenfreude verhindert, sondern mit wohlwollender Loyalität erst ermöglicht haben. Ihre beeindruckende Solidarität, die trotz theologischer Divergenzen auch in grosser wirtschaftlicher Not aufrecht erhalten wurde, hat m.E. Ulrich Hege massgeblich zur «Heimkehr» ermutigt und wahrscheinlich auch nachhaltig geprägt, wie der Schluss seines Nachrufes zeigt:

«Sein letztes Wort, sein Vermächtnis an die Gemeinde: <Sage den Brüdern, liebet euch untereinander>, wollen wir annehmen und befolgen; es ist die Übereinstimmung mit dem Worte Gottes, 1. Kor. 13.»<sup>31</sup>

In diesem Sinn ist möglicherweise auch für mennonitische Gemeinden der Gegenwart die Brücke zu sehen, über die der konstruktive und verheissungsvolle Weg zwischen Tradition und Erneuerung führen kann.

*Lukas Amstutz, Eulenstrasse 4, D-66482 Zweibrücken*

---

<sup>31</sup> GBI 1897/6 43.